

Editorial

Der Krieg in dem Nachbarland konfrontiert alltäglich mit Tod, Flucht, Hunger, erfolglosen Friedensbemühungen, politischer Ratlosigkeit. Die Gesichter der Opfer sind medial präsent, Frauen, Kinder, Alte, jene der Täter bleiben oft eigenartig flüchtig. Wir hören und sehen Granateinschüsse.

Als die Herausgeberinnen sich vor mehr als eineinhalb Jahren für den Themenschwerpunkt „Krieg“ entschlossen, war es die Konfrontation mit dem Golfkrieg, die dies veranlaßte. Kurze Zeit später begann der Krieg in Jugoslawien. Wir realisierten, daß Konflikte aufbrechen, von denen wir angenommen hatten, sie wären kein Problem des europäischen späten 20. Jahrhunderts, und begriffen, daß unsere Handlungsspielräume sehr eng sind. Schock und Schmerz machen stumm und die Sprachlosigkeit stellt sich quer. Die sozial verfügbare Begrifflichkeit aber bedarf mehr denn je einer Analyse und Korrektur.

Krieg und Frieden sind klassische Themen auch der feministischen Theorie, die schon in den Anfängen den Geschlechterdualismus artikuliert: der Friede als Element der Frau, der Krieg als Lust des Mannes. Diese Konstellation fand sich auch im Selbstverständnis von Männern wieder, wie Mechthild Rumpf in ihrer staatstheoretischen Analyse ausführt. „Gezeugt werden soll die imaginierte Unsterblichkeit, eine göttliche Allmacht.“ Kampf bedeutet in dieser Sicht von perverser Männlichkeit die höchste Form der Lust. Ausgehend von Hannah Arendt sieht Mechthild Rumpf den souveränen Staat mit der Idee des Krieges als letztem Mittel der Konfliktlösung untrennbar verbunden, da Souveränität sich nur im Vergleichen bestimmen lasse und so die beständige Rivalität gebäre. Das Gewaltmonopol dieses Staates sei ein Mythos, da es den Herrschaftsanspruch des *pater familias* nicht mit einschließe. Während Ehe und Familie, so führt Rumpf weiter aus, aufgeklärten Philosophen als Fundament des Gemeinwohls galten, als Ordnungsfaktor und zivilisierende Instanz, bleibe Gewalt in der Gesellschaft strukturell verankert und mache auch vor den Familien nicht halt. Der Zivilisationsprozeß gehe mit einer wachsenden Militarisierung Hand in Hand, Frauen seien in die politische Ordnung einbezogen und als Staatsbürgerinnen ausgeschlossen. In diesem Sinne ist auch das bürgerliche Konzept der ‚friedfertigen Frau‘ brüchig.

Die Brüchigkeit dieser Annahme zeigt auch der Beitrag von Claudia Opitz. Mit Belegen aus der neueren westeuropäischen Geschichte skizziert sie den wachsenden Ausschluß der Frauen aus den Instrumentarien des Krieges: Mit der Entstehung der Söldnerheere wurden sie als Mar-

ketenderinnen, Wäscherinnen, Köchinnen, Prostituierte in den wenig geachteten „Troß“ eingeschlossen. In den modernen Massenheeren hingegen wurde die nun als „friedfertig“ verstandene Frau Krankenschwester, Putzfrau, Verwaltungskraft. Vom Beispiel der französischen Revolutionsarmee ausgehend, die den Platz der Frau in der Armee nicht mehr duldet, zeigt Opitz deren neue sexuelle Funktion. Die modernen Kriege, so führt sie schließlich aus, seien, bedingt durch das von Gewalt geprägte Geschlechterverhältnis, immer gegen Frauen gerichtet gewesen.

Thomas Wanger analysiert die traditionelle Legitimation für die politische Herrschaft des Mannes, den Kriegsdienst, in dem er die Waffe, das „Insignium der Macht“, die „Braut des Soldaten“ (Jutz), in ihrer Funktion als Stimmrechtsausweis untersucht. In der Schweizer Landgemeinde hat das Schwert bzw. das Seitengewehr diese Aufgabe bis zur Gegenwart erfüllt. In seiner Einleitung verfolgt er die Entwicklung des Dionysos-Thyrsosstabes, eines Fruchtbarkeitssymbols, zum Symbol der Reichsgewalt und zur „Hl. Lanze“.

Sabina Loriga gibt in ihrem Beitrag den (piemontesischen) Soldaten (des 18. Jahrhunderts), den Tätern also, ein Gesicht, das vom Elend der Armut und der Herkunft aus den Unterschichten gezeichnet ist. Sie zeigt die fließenden Grenzen zwischen der Welt der Soldaten und jener der Zivilisten bzw. Frauen auf. Gemeinsam leben sie in den Kasernen, ein Stein des Anstoßes für die Vorgesetzten und vor allem für die Geistlichkeit. Waren denn doch die – fremden – Soldaten auch die Träger neuer religiöser Ideen. Die Darstellung, so Loriga, welche Menschen in Spezies einteilt (Militär und Zivile, Männer und Frauen) sei zu konventionell. Die häufigen Spannungen zwischen Truppe und Bevölkerung entsprangen einer gewissen Unsicherheit der Grenzziehungen, einem peinlichen Zuviel an sozialer Intimität.

Christa Hämmerle entzieht den Konzepten von dem Opferstatus der Frauen im Krieg den Boden, indem sie, ausgehend von lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen von Frauen, die ihre Kindheit und Jugend im Ersten Weltkrieg lebten, die Militarisierbarkeit des weiblichen Geschlechts aufzeigt. Gegen die bekannten Sichtweisen vom Emanzipationsschub, der in diesem Krieg stattgefunden hätte – wie es das Eindringen in neue Arbeitsbereiche zeigen würde –, unterstreicht sie die Bedeutung der Veröffentlichung und Verstärkung traditioneller weiblicher Rollen; was vorzüglich auf die erste Hälfte des Krieges zutrifft. Dies wurde von einem Großteil der Frauenbewegung propagiert und (mit)getragen. Am Beispiel des effizienten und breit organisierten „vaterländischen“ Handarbeitens und, damit verknüpft, der Vereinnahmung eines spezifischen Verständnisses von (weiblicher) „Liebe“ für den Krieg („Liebesgaben“, „Liebestätigkeit“) kommt sie zur These, daß die Mobilisierung der weiblichen „Heimatfront“ gerade deshalb so erfolgreich sein konnte, weil es der Kriegsgesellschaft gelang, am Konzept der „sozialen Mutterchaft“ anzuknüpfen.

Die These von der „Vielfalt der kulturellen und gesellschaftlichen Überschneidungen“ (Butler), die schon im Beitrag von Sabina Loriga angeschnitten wurde, findet sich auch im Beitrag von Gabriele Jutz. Die Geschichte vom Soldaten erzählt Fred Zinnemanns Film „From Here to

Eternity", den sie analysiert. In ihrem Plädoyer für einen kritischen Blick auf den Männerkörper beschäftigt sie sich mit dem Privileg des Blicks, das, zwar ein Privileg des (männlichen) Geschlechts, auch die unteren Ränge jedes Militärs hierarchisiert. Frauen würden durch den männlichen Blick eingeführt, dies gelte aber auch für sterbende Soldaten, der Tod gibt auch den Männerkörper frei: „Das militärische Narrative ... läßt, wie es scheint, unter den Bedingungen des Todes den voyeuristischen Blick auf den Männerkörper zu.“ Zentral für den Kriegsfilm ist die „typische männliche Phantasie, welche die Protagonisten um Macht und Kontrolle rivalisieren läßt“. Der Krieg werde als Initiation verstanden, als Eintritt in den Kreis der Väter. Jutz wendet die psychoanalytische Theorie der Subjektconstitution für die feministische Filmtheorie an und kann daher auch den Zuschauer in die Analyse einbeziehen.

Karl Kaser geht in seinem Essay zum „Männlichkeitskult im jugoslawischen Krieg“ der Geschichte dieses traditionell geführten Krieges und der Begriffe wie *Četnik* und *Ustaša* nach. Sie passen ebenso zum Zweiten Weltkrieg wie zu den Türkenkämpfen des 15. und 16. Jahrhunderts. *Četniks* und Haiduken stammen aus dem Hirtenmilieu, seien im Osmanischen Reich zu Räubern, Freiheitskämpfern und Widerstandskämpfern geworden, organisierten sich in irregulären Banden. Überleben hieß in dieser Gesellschaft, sich selbst zu verteidigen. Die Waffe war daher das unverzichtbare Attribut des Mannes. In der Militärgrenze in Kroatien-Slawonien habe sich eine extrem männliche und militärische Grenzergesellschaft gebildet, die auch heute noch aktiv sei.

Die hier veröffentlichten Beiträge zum Thema „Krieg“ legen Analysen vor, die die europäische Geschichte der Neuzeit umfassen, und erörtern Fragen, die die feministische Geschichtswissenschaft vermutlich noch länger beschäftigen werden, nämlich jene nach der Konfiguration von Frauen und Männern im Krieg, nach Macht und Ohnmacht.

